



DAS FLÜSTERN DER BIENEN

SOFÍA
SEGOVIA

ROMAN

List

SOFÍA SEGOVIA
DAS FLÜSTERN DER BIENEN

SOFÍA
SEGOVIA

DAS
FLÜSTERN
DER
BIENEN

Aus dem mexikanischen Spanisch
von Kirsten Brandt

List

Das mexikanische Original erschien 2015
unter dem Titel *El Murmullo de las Abejas*
bei Lumen.



List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-471-36035-4

© 2015 by Sofia Segovia

© der deutschsprachigen Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus Galliard

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Ich widme dieses Buch meinem Mann José, unseren Kindern Sofía, David und Cristina. Meinen Eltern Enrique und Susana. Und ganz besonders meiner Soledad Betancourt, die mein Leben mit ihren Geschichten berührt hat.

Mit diesen Seiten möchte ich folgenden Menschen meine Anerkennung erweisen: Francisco und Lydia, Arturo und María Luisa, Chelo, María Teresa und dem anderen Francisco, der anderen Lydia, Angélica, China, Enrique und María Elena.

Dies ist nicht die Geschichte, die sie erzählt haben, sondern die Erzählung, zu der sie mich inspiriert haben.

BLAUES KIND, WEISSES KIND

An jenem Morgen im Oktober mischte sich das Weinen eines Babys unter das Rauschen der frischen Brise in den Bäumen, das Zwitschern der Vögel und das Zirpen, mit dem die Insekten die Nacht verabschiedeten. Es drang aus dem Dickicht am Berghang, war aber schon wenige Meter von seinem Ausgangspunkt entfernt nicht mehr zu hören, wie durch Hexerei daran gehindert, an ein menschliches Ohr zu dringen.

Noch Jahre später würden die Leute darüber reden, wie Don Teodosio auf dem Weg zur Arbeit auf einer benachbarten Hazienda dicht an dem armen ausgesetzten Baby vorbeigegangen sein musste, ohne einen Laut zu vernehmen, und wie Lupita, die Wäscherin der Morales, auf dem Weg nach La Petaca, wo sie sich einen Liebestrank brauen lassen wollte, die Brücke überquerte, ohne das Geringste zu bemerken; denn natürlich hätte sie den Jungen an sich genommen, wenn sie ihn denn gehört hätte. *Ich verstehe nicht* – so erzählte sie später jedem, der es hören wollte –, *wer so grausam sein kann, ein neugeborenes Kind auszusetzen und es einsam und allein sterben zu lassen.*

Das war in der Tat ein Rätsel. Welche Frau hier in der Gegend hatte in den letzten Monaten Anzeichen einer ungebührlichen Schwangerschaft gezeigt? Zu wem gehörte dieses unglückselige Kind? Nachrichten über einen möglichen Fehltritt verbreiteten sich im Ort schneller als die Masern, und wenn einer etwas wusste, wussten es bald alle.

In diesem Fall aber wusste keiner etwas.

Die populärste unter den zahllosen Theorien, die über die Jahre weitergegeben wurden, besagte, dass eine der Hexen von La Petaca,

die – wie ja allgemein bekannt – mit ihren Liebesdiensten sehr freizügig waren, das Kind geboren und es dann, als sie sah, wie seltsam und missgestaltet es war – eine Strafe des Allmächtigen oder des Teufels? –, unter der Brücke abgelegt und seinem Schicksal überlassen hatte.

Niemand hätte sagen können, wie lange das Baby mutterseelenallein dort gelegen hatte, hungrig und nackt. Niemand verstand, wie es unter freiem Himmel hatte überleben können, ohne durch die offene Nabelschnur zu verbluten oder zum Fraß von Ratten, Raubvögeln, Bären oder Pumas zu werden, von denen es in der Gegend nur so wimmelte.

Und alle fragten sich, wieso ausgerechnet die alte Nana Reja den Jungen unter einem Teppich aus wimmelnden Bienen gefunden hatte.

Vor vielen Jahren hatte die alte Amme beschlossen, sich auf der Hazienda La Amistad einen Ort zu suchen, an dem sie den Rest ihrer scheinbar endlosen Tage verbringen konnte. Ihre Wahl war auf einen Schuppen gefallen, einen schlichten, fensterlosen Bau, der als Lagerraum diente. Wie die anderen Wirtschaftsgebäude stand er hinter dem Haupthaus, den Blicken der vornehmen Gäste verborgen, und unterschied sich von den anderen Lagerschuppen nur dadurch, dass er ein schützendes Vordach besaß, sodass die alte Frau sommers wie winters draußen sitzen konnte. Das war allerdings reiner Zufall, denn Reja hatte den Platz nicht etwa deshalb gewählt, sondern weil er eine wunderbare Aussicht bot und der Wind ihr hier nach seinem verschlungenen Weg durchs Gebirge ins Gesicht wehte.

Nun saß sie schon seit so vielen Jahren hier, dass keiner der Bewohner sich daran erinnern konnte, wie sie und ihr Schaukelstuhl hierhergekommen waren.

Die meisten Leute glaubten, dass Reja ihren Schaukelstuhl nie verließ, weil sie so alt war – auch wenn niemand ihr genaues Alter kannte –, dass ihre Knochen sie nicht mehr trugen und ihre Muskeln ihr nicht mehr gehorchten. Schon vor Sonnenaufgang sah

man sie dort sitzen, gemächlich hin und her schaukelnd, angetrieben mehr vom Wind als von ihren eigenen Füßen, und am Abend war sie noch dort, wenn alle anderen längst zu Hause ihren Feierabend genossen.

So viele Jahre saß sie schon da, dass die Bewohner der Hazienda ihre Geschichte und sogar sie selbst vergessen hatten: Sie war Teil der Landschaft geworden, mit dem Boden verwurzelt, auf dem sie vor und zurück wippte. Ihr Fleisch war zu Holz verdorrt, ihre Haut zu dunkler, harter, gefurchter Rinde getrocknet.

Wenn die Leute vorübergingen, grüßten sie sie ebenso wenig, wie man einen Baum grüßt. Manchmal kamen ein paar Kinder aus dem nahe gelegenen Ort herauf, um einen verstohlenen Blick auf diese Legende zu erhaschen, aber wenn sich eines näher an sie heranwagte, um sich zu vergewissern, dass es wirklich eine Frau aus Fleisch und Blut und nicht etwa eine Holzfigur war, dann verpasste Reja dem Naseweis, ohne die Augen zu öffnen, einen ordentlichen Hieb mit ihrem Krückstock.

Sie wollte nicht angefaßt werden, also tat sie, als wäre sie aus Holz, und hoffte, dass man sie übersah. In ihrem langen Leben hatten ihre Augen zu viel gesehen und ihre Ohren zu viel gehört, ihr Mund hatte zu viel geredet, und zu vieles hatte ihre Haut berührt und ihr Herz zerrissen. Sie konnte nicht sagen, wofür sie noch lebte oder worauf sie noch wartete, bevor sie sich endgültig verabschiedete. Schon lange war sie niemandem mehr eine Hilfe.

Aber obwohl ihr Körper verdorrt und ihre Sinne abgestumpft waren, waren ihre Gefühle noch nicht ganz erloschen, und ein paar wenige Menschen durften sich ihr noch nähern: Pola, die andere alte Nana der Familie, die wie sie ihre besten Tage schon lange hinter sich hatte, oder Francisco, der Junge, den sie vor langer Zeit, als sie sich noch gestattete, zu fühlen, von ganzem Herzen geliebt hatte. Franciscos Frau Beatriz hingegen ertrug sie nur mit Mühe; sie war zu müde, um noch jemanden in ihr Leben zu lassen, und seine Töchter fand sie unausstehlich.

Sie brauchten sie nicht, und die alte Nana hatte ihnen nichts zu

geben, denn mit zunehmendem Alter war sie von ihren Pflichten entbunden worden und nach und nach mit ihrem Schaukelstuhl verwachsen, so sehr, dass man nicht wusste, wo das Holz des einen endete und das der anderen begann.

Noch vor Tagesanbruch kam sie aus ihrem Zimmer geschlurft, ließ sich unter dem Vordach in ihrem Schaukelstuhl nieder und schloss Augen und Ohren, um nichts zu sehen und nichts zu hören. Pola brachte ihr Frühstück, Mittagessen und Abendessen, was sie jedoch kaum anrührte. Erst viele Stunden später, wenn ihr die Lichter der Glühwürmchen hinter ihren geschlossenen Lidern anzeigten, dass es Nacht war, und ihr Schaukelstuhl sie zu zwicken und zu zwacken begann, weil er ihrer Gesellschaft überdrüssig war, stand sie wieder auf.

Manchmal öffnete sie auf dem Weg zum Bett die Augen, auch wenn sie sie nicht brauchte, um zu sehen. Dann legte sie sich in ihrem Bett auf die Decke, weil die Kälte schon lange nicht mehr durch ihre Haut drang. Aber sie schlief nicht. Sie brauchte keinen Schlaf mehr und hatte vor langer Zeit aufgehört, darüber nachzudenken, ob es daran lag, dass sie genug für ein ganzes Leben geschlafen hatte, oder ob ihr Körper sich gegen das Einschlafen sträubte, um nicht in den Großen Schlaf zu versinken. Nach ein paar Stunden begann ihr weiches Bett, sie wiederum zu zwicken und zu zwacken, um sie daran zu erinnern, dass es Zeit war, ihren treuen Freund, den Schaukelstuhl, aufzusuchen.

Nana Reja hätte nicht sagen können, wie viele Jahre sie nun schon lebte. Sie hatte den Tag ihrer Geburt und ihren vollständigen Namen vergessen – wenn sich überhaupt jemand jemals die Mühe gemacht hatte, ihr einen richtigen Namen zu geben. Zwar nahm sie an, dass sie einen Namen hatte, aber sie erinnerte sich weder an ihre Kindheit noch an ihre Eltern, ja, sie war sich nicht einmal sicher, ob sie überhaupt Eltern gehabt hatte. Hätte man ihr gesagt, dass sie der Erde entsprossen war wie ein Nussbaum, so hätte sie es geglaubt. Auch das Gesicht des Mannes, der ihr das Kind gemacht hatte, hatte sie vergessen, nicht aber seinen Rücken, den er ihr zu-

wandte, als er ging und sie in der Lehmhütte allein ihrem Schicksal überließ.

Sie wusste noch, wie sich das Strampeln in ihrem Bauch angefühlt hatte, wie ihre Brüste geschmerzt und noch vor der Geburt des Jungen, der ihr einziges Kind bleiben sollte, eine gelblich weiße, süße Flüssigkeit abgesondert hatten. Sie war sich nicht sicher, ob das Gesicht, das sie in ihrer Erinnerung vor sich sah, das ihres Jungen war oder ob ihr nicht vielmehr ihre Fantasie einen Streich spielte und sich in ihm die Züge sämtlicher Kinder vermischten, die sie in ihrem Leben gesäugt hatte, der weißen wie der schwarzen.

An den Tag, an dem sie nach Linares gekommen war, halb tot vor Hunger und Kälte, erinnerte sie sich aber ganz genau, und noch immer spürte sie, wie sie das Baby in ihren Armen hielt und fest an ihre Brust drückte, um es vor der eisigen Januarluft zu schützen. Nie zuvor hatte sie die Berge verlassen, und darum hatte sie nie zuvor so viele Häuser beieinanderstehen sehen, war noch nie durch eine Straße gegangen oder hatte einen Platz überquert. Sie hatte sich auch noch nie auf eine Parkbank gesetzt. Aber jetzt, als ihr die Beine in der Kälte den Dienst versagten, tat sie es.

Sie wusste, dass sie jemanden um Hilfe bitten musste, aber sie wusste nicht, wie, und hätte es auch für sich selbst nicht getan. Doch sie würde es für das Baby in ihren Armen tun, das vor zwei Tagen aufgehört hatte, zu trinken und zu weinen. Nur deshalb war sie hinunter ins Dorf gekommen, das sie manchmal von ihrer Hütte in den Bergen aus in der Ferne betrachtet hatte.

Reja war sich sicher, dass sie noch nie so sehr gefroren hatte. Und den Einwohnern dieses Ortes schien es genauso zu gehen, denn in den Straßen war niemand zu sehen, der wie sie der Kälte trotzte. Die Häuser waren wie Festungen, Fenster und Türen vergittert, die Läden hinter den Gittern geschlossen. Also blieb sie einfach auf der Bank sitzen, ratlos, zitternd vor Kälte und von wachsender Angst um ihr Baby erfüllt.

Sie konnte nicht sagen, wie lange sie so dagesessen hatte. Vielleicht wäre sie einfach sitzen geblieben, bis sie zur Statue erstarrt

war, hätte sich nicht der gutherzige Dorfarzt, entsetzt über den Anblick der völlig zerlumpten Frau, ihrer erbarmt.

Doktor Doria hatte sich trotz der Kälte auf den Weg gemacht, um nach Señora Morales zu sehen. Die Frau lag im Sterben. Zwei Tage zuvor hatte sie mithilfe einer Hebamme ihr erstes Kind geboren, aber nun hatte sie Fieber, und der besorgte Ehemann hatte frühmorgens nach dem Arzt geschickt. Erst nach langem Zureden konnte der Doktor der Patientin entlocken, wo das Problem lag: Ihre Brüste waren entzündet und schmerzten beim Stillen beinahe unerträglich.

Eine Mastitis.

»Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt, Señora?«

»Weil es mir peinlich war, Herr Doktor.«

Mittlerweile war die Entzündung weit fortgeschritten. Das Baby schrie unablässig; es hatte seit mehr als zwölf Stunden nicht getrunken, weil seine Mutter ihm nicht die Brust geben konnte. Der Arzt hatte noch nie gehört, dass eine Frau an Brustdrüsenentzündung gestorben wäre; Señora Morales aber lag im Sterben, daran bestand angesichts der aschfahlen Haut und der fiebrig glänzenden Augen der jungen Mutter kein Zweifel. Doktor Doria war mit seiner Weisheit am Ende. Er bat Señor Morales hinaus auf den Flur.

»Sie müssen mir gestatten, Ihre Frau zu untersuchen.«

»Nein, Doktor. Geben Sie ihr einfach Medizin.«

»Und was für eine Medizin sollte das sein? Ihre Frau stirbt, Señor Morales. Lassen Sie mich wenigstens herausfinden, woran.«

»Es muss an der Milch liegen.«

»Nein, es ist irgendetwas anderes.«

Um ihn umzustimmen, musste der Arzt dem Ehemann versprechen, dass er die Patientin entweder berühren, dabei aber nicht ansehen, oder sie ansehen, sie währenddessen aber nicht berühren werde. Schließlich gab Señor Morales nach und überzeugte auch die Kranke, den Arzt ihre Brüste abtasten und – schlimmer noch – ihren Bauch und ihre Schenkel ansehen oder berühren zu lassen.

Doch Doktor Doria musste gar nichts anfassen: Die entsetzlichen Unterleibsschmerzen und der übel riechende Ausfluss der Patientin verrieten ihm, dass sie unrettbar verloren war.

Eines Tages würde man die Ursache für das Kindbettfieber erkennen und wissen, wie man es verhinderte, aber für Señora Morales kam dieser Tag zu spät. Für sie konnte man nichts weiter tun, als ihr die Zeit, bis Gott sie zu sich rief, so angenehm wie möglich zu machen.

Um wenigstens das Kind zu retten, wies der Arzt den Dienstboten der Morales an, eine Milchziege herbeizuschaffen. Doch als die Ziege kam, stellte sich heraus, dass der Junge ihre Milch nicht vertrug. Somit stand ihm ein langsamer, qualvoller Hungertod bevor.

Doktor Doria verabschiedete sich; er konnte nichts mehr tun. Zu dem Gatten und Vater sagte er: »Seien Sie stark, Señor Morales. Gottes Wege sind unergründlich.«

»Danke, Herr Doktor.«

Auf dem Nachhauseweg war der Arzt zu müde und niedergeschlagen, um den Kopf zu heben, und so erschien es ihm wie ein Wunder, dass er die zu einem schwarzen Eisblock erstarrte Frau auf dem Platz überhaupt bemerkte. Sie saß direkt vor der Bronzeplakette, auf der zu lesen stand, dass diese Bank von der Familie Morales gestiftet worden war. Sein Mitleid siegte, und so trat er auf die Frau zu und fragte sie, wer sie sei und ob sie Hilfe benötige.

Der Mann sprach so schnell, dass Reja seine Worte nicht verstand; aber der Blick seiner Augen flößte ihr genug Vertrauen ein, dass sie mit ihm ging. In der Wärme seines Hauses angekommen, wagte sie es endlich, das Gesicht des Babys aufzudecken. Es war blau und reglos. Reja schrie. Der Arzt nahm das Kind und versuchte, es wiederzubeleben. Wäre Reja nicht vor Kälte völlig betäubt gewesen, hätte sie ihn gefragt: »Warum tun Sie das?« Aber so brachte sie, überwältigt von dem Anblick ihres blau gefrorenen Sohnes, nur wortloses Schluchzen hervor.

Sie bemerkte kaum, wie der Arzt sie auszog, und dachte auch

nicht darüber nach, dass er der erste Mann war, der das tat, ohne anschließend über sie herzufallen. Wie eine Stoffpuppe ließ sie sich untersuchen und zuckte erst zusammen, als der Arzt ihre großen, heißen Brüste berührte, die von der angestauten Milch hart und schmerzempfindlich waren. Dann ließ sie sich in wärmere, saubere Kleidung packen, ohne sich auch nur zu fragen, wem sie gehörte.

Als der Arzt sie vor sich her auf die Straße schob, dachte sie nur, dass sie jetzt wenigstens nicht mehr so frieren würde, wenn er sie wieder zu der Bank brachte, und war überrascht, als sie den Kirchplatz hinter sich ließen und die Straße hinunter bis zu dem prächtigsten Haus von allen liefen.

Im Inneren des Hauses war es so dunkel wie in ihrer Seele. Reja hatte noch nie zuvor so weiße Menschen gesehen wie die, die sie jetzt in Empfang nahmen. Man führte sie in die Küche, wo sie mit gesenktem Kopf Platz nahm, weil sie weder ihre Gesichter noch ihre Blicke sehen wollte. Sie wollte allein sein, zurück in ihrer Lehmhütte, selbst wenn sie dort erfrieren würde, allein mit ihrem Kummer, denn sie ertrug den Kummer der anderen nicht.

Dann vernahm sie das Weinen eines Babys, und ihre Brustwarzen reagierten noch vor ihren Ohren, genau wie es immer gewesen war, wenn der Kleine vor Hunger weinte und sie zu weit weg war, um ihn zu hören. Aber war ihr Baby nicht steif und blau? Hatte der Arzt es etwa doch retten können?

Ihre Brustwarzen schmerzten immer stärker. Sie musste sich Erleichterung verschaffen. Sie brauchte das Baby.

»Mir fehlt mein Kleines«, sagte sie leise, aber niemand der Anwesenden schien sie zu hören, und so nahm sie all ihren Mut zusammen und wiederholte lauter: »Mir fehlt mein Kleines.«

»Was sagt sie?«

»Ihr fehlt ihr Kleines.«

»Und was soll das heißen?«

»Dass sie ihr Kind will.« Der Arzt kam herein, ein Bündel im Arm, das er ihr überreichte. »Er ist sehr schwach. Vielleicht schafft er es nicht, richtig zu trinken.«

»Ist das mein Kleines?«

»Nein, aber er braucht Sie genauso dringend.«

Sie brauchten einander.

Reja knöpfte ihre Bluse auf, legte das Kind an ihre Brust, und das Weinen verstummte. Während sie voller Erleichterung spürte, wie ihre Brüste sich langsam leerten, betrachtete sie das Baby. Es war nicht ihr Junge, das hatte sie gleich gemerkt. Sein Weinen klang anders, und auch die Geräusche, die er machte, wenn er trank oder zwischendurch Luft holte, waren anders. Und er roch nicht wie ihr Kind. Aber das war Reja egal: Sie sehnte sich danach, sich zu ihm hinunterzubeugen und an seiner Halsbeuge zu schnupern, fürchtete aber, man werde ihr das nicht gestatten. Denn das Fremdartigste an dem Kind war seine Farbe. Während ihr Sohn dunkelbraun und zuletzt dunkelblau gewesen war, war dieser Junge anfangs krebsrot und wurde nun allmählich weiß.

Die Umstehenden beobachteten sie schweigend. Der einzige Laut, der in der Küche zu vernehmen war, war das Schmatzen und Schlucken des Kindes.

Alberto Morales hatte bei seiner sterbenden Frau gewacht, bis ihn zuletzt der Schlaf übermannte. Nachdem er tagelang ihr Stöhnen und das unablässige Weinen des Neugeborenen gehört hatte, hatte er sich zuletzt mit dem Gedanken getröstet, dass sie, solange sie noch Geräusche von sich gaben, wenigstens am Leben waren. Nun weckte ihn die dröhnende Stille: Das Stöhnen seiner Frau war verstummt, und auch das Baby weinte nicht mehr. In seiner Angst wagte er nicht, seine Frau zu berühren, und machte sich stattdessen auf die Suche nach seinem Sohn.

In der Küche angekommen, sah er die Diensten und Doktor Doria im Kreis um etwas herumstehen – ob es die Leiche seines Kindes war? Als die Hausangestellten ihn bemerkten, wichen sie zur Seite und ließen ihn durch, damit Señor Morales seinem Sohn dabei zusehen konnte, wie er an der dunkelsten Brust trank, die er je gesehen hatte.

»Wir haben eine Amme für Ihren Sohn gefunden.«

»Sie ist sehr schwarz.«

»Aber ihre Milch ist weiß, wie es sich gehört.«

»Das stimmt. Wird der Junge es schaffen?«

»Ja, das wird er. Er hatte bloß Hunger. Sehen Sie ihn sich an.«

»Herr Doktor«, sagte Señor Morales, »als ich aufgewacht bin, war meine Frau ganz still.«

Und das war das Ende von Señora Morales.

Sie wurde betrauert und beweint, doch die Trauer und die Tränen, die Totenwache und die Beerdigung gingen an Reja vorbei. Für sie hatte Señora Morales nie existiert, und manchmal, wenn der Junge ihr Zeit ließ, dem stummen Ruf der Berge zu lauschen, schien ihr, als wäre er nicht von einer Frau geboren, sondern der Erde entsprungen, so wie sie, die nichts als die Sierra kannte.

Etwas anderes, stärker noch als der Mutterinstinkt, hatte von ihr Besitz ergriffen, und für die nächsten Jahre gab es für Reja nichts auf der Welt außer dem Jungen. Sie stellte sich vor, dass sie ihn am Leben hielt für die Erde, seine Mutter, die ihn nicht hatte nähren können, und so kam es ihr nicht in den Sinn, ihm die Brust zu verweigern, als er seinen ersten Zahn bekam, und auch nicht, als alle anderen Zähne folgten. Sie bat ihn nur: Bitte beiß mich nicht. Ihre Milch war dem Jungen Nahrung, Trost und Wiegenlied. Wenn er weinte, bekam er die Brust, wenn er wütend, laut, eifersüchtig, traurig oder trotzig war, wenn er jammerte oder nicht einschlafen konnte: Immer gab es die Brust.

Sechs Jahre lang hing der kleine Guillermo Morales genussvoll an der Brust seiner Nana Reja. Niemand hatte vergessen, dass der arme Junge beinahe verhungert wäre, und so wagte niemand, ihm etwas zu verweigern. Eines Tages aber statteten die beiden Tanten Benítez dem armen Witwer einen Besuch ab und waren schockiert vom Anblick des Jungen, der – obwohl fast schon ein Schulkind – an der schwarzen Brust der Amme hing, und sie verlangten von Señor Morales, den Jungen zu entwöhnen.

»Es ist ja nicht so, dass er sonst verhungern müsste«, sagte die eine.

»Es ist eine Schande, Alberto, und äußerst ungehörig«, sagte die andere.

Und so nahmen die beiden alten Jungfern Guillermo bei ihrer Abreise mit nach Monterrey. Der Junge sollte eine Weile bei ihnen bleiben, denn das war ihrer Überzeugung nach die einzige Möglichkeit, wie er zur Vernunft kommen und lernen würde, ohne die Brust seiner Nana Reja einzuschlafen.

Reja blieb mit leeren Armen und Brüsten zurück, die so voll waren, dass sie eine tropfende Milchspur hinterließ, wo sie ging und stand.

»Was machen wir bloß mit dir, Reja?«, fragten die anderen Dienstmädchen, die es satthatten, hinter ihr aufzuwischen. Reja wusste nicht, was sie entgegnen sollte. Sie wusste nur, dass ihr ihr Kleines fehlte.

»Ach, Reja, wenn das so weitergeht, sollte man wenigstens die gute Milch nicht vergeuden.«

Und so brachten sie ihr unterernährte oder verwaiste Babys zum Säugen und Milchfläschchen zum Füllen, denn je mehr sie stillte, desto üppiger floss die Milch. Dann heiratete der Witwer ein zweites Mal, María, die jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau, und gemeinsam schenkten sie der Nana zweiundzwanzig weitere Kinder, um sie zu nähren.

In den folgenden Jahren sah man Reja nie ohne ein Kind an der Brust. Ihre besondere Liebe aber galt Guillermo Morales, dem ersten Kind, dem sie als Amme gedient hatte, dem Jungen, der sie aus tiefster Einsamkeit gerettet und ihr eine Aufgabe geschenkt hatte, die sie auf Jahre erfüllen sollte.

Guillermo kehrte bald zurück. In der Zwischenzeit hatte Alberto Morales, des Trubels im Zentrum von Linares überdrüssig, zum allgemeinen Erstaunen beschlossen, das alte Stadthaus im Zentrum zu verlassen und auf die Hazienda La Amistad zu ziehen, die etwa einen Kilometer außerhalb des Ortes lag. Dort wurde Guillermo erwachsen und gründete bald eine eigene Familie. Nach dem Tod seines Vaters, der nach einem erfüllten Leben an Altersschwäche

starb, erbte er zusammen mit der Hazienda auch seine Nana, und als er selbst Kinder bekam, stillte Reja auch diese.

Dass ein Vater an derselben Brust gesäugt worden war wie seine Kinder, war eher befremdlich. Als aber Guillermo vorschlug, doch lieber eine andere Amme zu suchen und Reja in den wohlverdienten Ruhestand zu schicken, wollte seine Frau nichts davon hören: Wer gab bessere Milch als die Nana? Niemand. Also gab Guillermo klein bei und versuchte, nicht weiter darüber nachzudenken und so zu tun, als erinnerte er sich nicht daran, wie lange er selbst an dieser Brust gegangen hatte.

Auf der Hazienda war Reja alt geworden und mit ihr Guillermo. Und als er schließlich einer Epidemie zum Opfer fiel, vererbte auch er seinem Sohn Francisco, dem einzigen seiner Kinder, das Ruhr und Gelbfieber überlebt hatte, nach seinem Tod nicht nur die Hazienda, sondern auch die alte Nana Reja samt ihrem Schaukelstuhl.

Die Töchter von Francisco und seiner Frau Beatriz stillte Reja nicht mehr. Die Zeit hatte die alte Frau, die nicht mehr wusste, wie viele Kinder aus der Umgebung dank ihrer Fülle überlebt hatten, austrocknen lassen. Sie erinnerte sich nicht einmal mehr an den letzten weißen Tropfen, der aus ihren Brüsten gequollen war, und hatte vergessen, wie es sich anfühlte, wenn diese sich füllten, noch bevor sie das Weinen eines hungrigen Kindes vernahm.

An diesem Oktobermorgen des Jahres 1910 erwachten die Bewohner der Hazienda wie an jedem Tag in der Frühe und schickten sich an, ihr Tagewerk zu beginnen. Pola schlug die Augen auf, ohne sich umzudrehen und einen Blick auf das Bett ihrer Zimmergenossin zu werfen. Sie schliefen nun schon seit so vielen Jahrzehnten Seite an Seite, dass sie Rejas Routine kannte und wusste, wie die Nana in aller Stille kam und ging, ohne dass es jemand bemerkte. Schon waren die ersten Geräusche der Hazienda zu hören: Die Tagelöhner holten sich ihre Geräte für die Arbeit auf den Zuckerrohrfeldern, und die Hausangestellten erwachten. Pola wusch sich

und zog sich an, dann ging sie in die Küche, um einen Kaffee zu trinken, bevor sie sich auf den Weg in den Ort machte und in der Bäckerei am Kirchplatz frisches Brot holte.

Zwar versprach es, ein sonniger Tag zu werden, doch um diese Jahreszeit war es frühmorgens noch kühl, und so hüllte sich Pola in ihr Schultertuch. Wie immer nahm sie den kürzesten Weg von der Hazienda in den Ort.

»Schon so früh unterwegs, Doña Pola?«, fragte der Gärtner Martín, wie ebenfalls jeden Morgen.

»Ja, Martín, ich bin bald zurück.«

Pola gefiel diese Routine. Sie liebte es, jeden Tag Brot holen zu gehen, denn so erfuhr sie, was es Neues in Linares gab, und konnte einen Blick auf den Jungen erhaschen, der ihr als junges Mädchen so gut gefallen hatte und der inzwischen ein alter Mann war. Sie ging im Rhythmus des Quietschens von Rejas Schaukelstuhl den von großen Bäumen flankierten Weg hinunter, der von der Hazienda nach Linares führte.

Als Reja noch gesprochen hatte, hatte sie ihr einmal erzählt, wie der verwitwete Alberto Morales die Bäume hatte pflanzen lassen, als sie kaum mehr als Reiser gewesen waren.

Bei ihrer Rückkehr würde sie Reja wie immer das Frühstück bringen.

Plötzlich blieb Nana Pola stehen und versuchte, sich zu erinnern. Was war mit Reja? Wie jeden Tag war Pola an dem schwarzen Schaukelstuhl vorbeigegangen. Schon vor Jahren hatte sie es aufgegeben, ein Gespräch mit der alten Frau anfangen zu wollen, aber die Vorstellung, dass Nana Reja genau wie die alten Bäume da war und für alle Zeiten da sein würde, hatte etwas Tröstliches.

Und heute? Hatte sie sie im Vorübergehen gesehen? Pola drehte sich um.

»Haben Sie etwas vergessen, Doña Pola?«

»Haben Sie Nana Reja gesehen, Martín?«

»Ja natürlich, sie saß in ihrem Schaukelstuhl.«

»Sind Sie sicher?«

»Wo sollte sie denn sonst sein?«, fragte Martín und folgte Nana Pola, die eilig zurücklief.

Beim Schaukelstuhl angekommen, sahen sie, dass er vor und zurück schwang – doch Nana Reja saß nicht darin. Beunruhigt suchten sie in dem Zimmer, das die beiden alten Frauen teilten. Aber dort war sie auch nicht.

»Martín, laufen Sie los, und fragen Sie die Arbeiter, ob sie Nana Reja gesehen haben. Halten Sie unterwegs nach ihr Ausschau. Ich sage Señora Beatriz Bescheid.«

Der Tag von Doña Beatriz begann für gewöhnlich später und mit der beruhigenden Gewissheit, dass alle Vorbereitungen für den Morgen getroffen waren, dass das Frühstück auf dem Tisch stand, dass der Garten bewässert und die frisch gewaschene Wäsche gebügelt wurde. Sie liebte es, beim Aufwachen noch im Halbschlaf ihrem Mann bei der Morgentoilette zuzuhören, sich dann aufzusetzen und, in ihr Laken gehüllt, in aller Ruhe den Rosenkranz zu beten.

Doch an diesem Tag würde es im Hause Morales Cortés weder Morgentoilette noch Rosenkranz geben – und schon gar keine Ruhe.

DER KLANG VON HONIG

Vor langer Zeit kam ich in diesem gewaltigen Haufen aus Steinen, Putz und Farbe zur Welt. Wie lange das her ist, tut nichts zur Sache, wichtig ist, dass das Erste, was ich spürte, als ich aus dem Bauch meiner Mutter Beatriz Cortés de Morales kam, die frisch gewaschenen Laken ihres Bettes waren. Ich hatte das Glück, an einem Dienstagabend geboren zu werden und nicht gar an einem Montag. Da die Frauen ihrer Familie seit jeher dienstags die Betten frisch bezogen, dufteten am Tag meiner Geburt die Laken nach Lavendel und nach Sonne. Ob ich mich daran erinnere? Nein, aber ich stelle es mir vor. In all den Jahren, in denen ich mit meiner Mutter unter einem Dach lebte, habe ich nie gesehen, dass sie ihren Gewohnheiten untreu geworden wäre oder vergessen hätte, was sich schickte: Und dienstags wurden nun einmal die leinenen Laken gewechselt, nachdem sie tags zuvor mit Bleiche gewaschen, mit Lavendelwasser benetzt, in der Sonne getrocknet und zuletzt gebügelt worden waren.

So war es an jedem Dienstag ihres Lebens – bis auf eine schmerzliche Ausnahme. Aber das lag noch in ferner Zukunft. Der Dienstag meiner Geburt war ein Dienstag wie jeder andere, und darum weiß ich, wie die Laken an jenem Abend dufteten und wie sie sich auf der Haut anfühlten.

Auch wenn ich mich nicht daran erinnere, muss das Haus am Tag meiner Geburt so gerochen haben, wie es immer roch. Seine porösen Mauersteine hatten die köstlichen Aromen der Seifen und Öle aufgesaugt, mit denen drei Generationen fleißiger Männer und beflissener Frauen geputzt und gescheuert hatten; wie Schwämme waren sie getränkt vom Geruch der Familienrezepte und der mit

Kernseife gewaschenen Wäsche. Die Luft war erfüllt vom Duft nach Nusskaramell, das meine Großmutter zubereitete, nach ihren Konserven und Marmeladen, nach Thymian und Gänsefuß, die in Töpfen im Garten wuchsen, und später im Jahr vom Duft nach Orangen, Zitrusblüten und Honig.

Auch die Geräusche des Hauses, die vergangen wie die gegenwärtigen, waren Teil seiner Seele: das Lachen und Spielen der Kinder, das Fluchen und Türenknallen. Über den Lehmziegelboden meiner Kindheit waren schon mein Großvater und seine zweiundzwanzig Geschwister und nach ihnen mein Vater in ihrer Kindheit mit nackten Füßen gelaufen, und das verräterische Klicken seiner losen Fliesen rief unweigerlich unsere Mutter auf den Plan und vereitelte so manche nächtlichen Streiche. Die Deckenbalken knarzten ohne ersichtlichen Grund, die Türen quietschten, die Läden schlugen auch ohne Wind rhythmisch gegen die Wand. Draußen summten die Bienen, und im Sommer, wenn gegen Abend ein Tag voller kindlicher Abenteuer zu Ende ging, wurde man von dem aberwitzigen Gesang der Zikaden umfungen. Bei Sonnenuntergang setzte die erste ein, gefolgt von den anderen, bis wie auf ein Signal alle verstummten, aus Angst vor der drohenden Dunkelheit, vermute ich.

Das Haus, in dem ich geboren wurde, war ein lebendiges Wesen. Niemand erschrak, wenn es im Winter einen Hauch von Orangenblüten verströmte oder wenn mitten in der Nacht ein leises, herrenloses Lachen erklang. *In diesem Haus gibt es keine Geister*, erklärte mir mein Vater. *Was du hörst, ist der Nachhall der Menschen, die hier gelebt haben, und den das Haus bewahrt, damit wir uns an sie erinnern.* Ich verstand, was er meinte. Ich dachte an die zweiundzwanzig Geschwister meines Großvaters, die hier ein und aus gegangen waren, und es erschien mir nur logisch, dass auch Jahre später ihr Lachen in den Winkeln des Hauses widerhallte.

So wie all die Jahre, die ich in diesem Haus verbracht habe, vermutlich den einen oder anderen Nachhall hinterlassen haben – nicht umsonst sagte meine Mutter immer, *Kannst du nicht endlich*

still sein, Junge? Du bist schlimmer als die Zikaden –, hat es auch in mir sein eigenes Echo hinterlassen. Ich trage es in mir. Und ich weiß, dass in meinen Zellen nicht nur mein Vater und meine Mutter fortleben, sondern auch der Duft nach Lavendel, Orangenblüten und den frischen Laken, die bedächtigen Schritte meiner Großmutter, die gerösteten Nüsse, das verräterische Klicken der Fliesen, der karamellisierende Zucker, die verbrannte Milch, die zirpenden Zikaden, der Geruch nach altem Holz und geölten Lehm Böden. Die grünen, reifen und faulenden Orangen, der Orangenblütenhonig und das Gelée royale sind mir in Fleisch und Blut übergegangen, wie alles, was meine Sinne berührt und sich mir ins Gedächtnis gebrannt hat.

Hätte ich allein hierherkommen können, um das Haus noch einmal zu sehen, es mit allen Sinnen wahrzunehmen, so hätte ich das getan.

Aber ich bin alt. Diejenigen meiner Kinder, die noch am Leben sind, ja selbst meine Enkel treffen mittlerweile für mich die Entscheidungen. Seit Jahren erlauben sie mir nicht mehr, Auto zu fahren oder einen Scheck auszustellen. Sie reden mit mir, als würde ich sie nicht hören oder nicht verstehen. Ehrlich gesagt, funktioniert mein Gehör noch bestens; ich habe bloß keine Lust zuzuhören. Es stimmt schon: Meine Augen haben nachgelassen, meine Hände zittern, die Beine versagen mir den Dienst, und meine Geduld ist schnell erschöpft, wenn meine Enkel und Urenkel mich besuchen. Aber auch wenn ich alt bin, bin ich noch lange nicht verkalkt. Ich weiß, welchen Tag wir haben und wie unverschämt teuer alles geworden ist. Es mag mir vielleicht nicht gefallen, doch ich weiß es.

Ich weiß ganz genau, wie viel mich diese Reise kosten wird.

Und obwohl ich ein alter Mann bin, führe ich keine Selbstgespräche oder sehe Dinge, die nicht da sind. Noch nicht. Ich kann sehr wohl zwischen Erinnerung und Wirklichkeit unterscheiden, auch wenn die Erinnerung mir zunehmend verlockender erscheint als die Wirklichkeit. Im Geiste ordne ich, wer was gesagt hat, wer wen geheiratet hat und wann was geschehen ist. Wieder und wieder

durchlebe ich das königliche Gefühl, im obersten Wipfel des Nussbaums zu sitzen, die Hand nach einer Nuss auszustrecken und sie mit dem besten Nussknacker aufzubrechen, den ich je hatte: den eigenen Zähnen. Aus den Tiefen meiner Erinnerung dringt alles, was ich gehört, gesehen und gerochen habe, so intensiv hervor, als wäre es heute gewesen. Wenn jemand neben mir eine Orange zerteilt, trägt mich der Duft zurück in die Küche meiner Mutter oder die Obstplantagen meines Vaters. Die Dosen mit Kondensmilch, die man kaufen kann, erinnern mich an die unermüdlichen Hände meiner Großmutter, die stundenlang am Herd stand und die Milch umrührte, damit sie beim Karamellisieren nicht anbrannte.

Das Zirpen der Grillen und das Summen der Bienen, das man heutzutage in der Stadt nur noch selten hört, bringt mich unwillkürlich zurück in meine Kindheit. Immer noch schnuppere ich nach einem Hauch von Lavendel, und manchmal erhasche ich ihn, auch wenn ich weiß, dass er nicht wirklich ist. Wenn ich nachts die Augen schließe, höre ich das Klicken der Fliesen, das Knarren der Balken und das Schlagen der Fensterläden, obwohl es in meinem Haus in der Stadt weder lose Fliesen noch Balken oder Fensterläden gibt. Ich fühle mich, als wäre ich zu Hause, in dem Haus, das ich in meiner Kindheit viel zu früh verließ. Das Haus ist bei mir, und das gefällt mir.

DER VERLASSENE SCHAUKELSUHL

Diesen Oktobermorgen des Jahres 1910 würde Beatriz Cortés de Morales zeit ihres Lebens nicht vergessen.

Als jemand wie wild an ihre Zimmertür hämmerte, sprang sie aus dem warmen Bett und öffnete mit dem Gedanken, dass wohl eines der Zuckerrohrfelder brennen musste. Vor ihr stand Pola und weinte: Nana Reja war spurlos verschwunden. Lag sie denn nicht in ihrem Bett? Nein. Und in ihrem Schaukelstuhl? Da saß sie auch nicht. Wo konnte die alte Frau nur sein?

Sicher lag sie tot irgendwo in der Wildnis. Beatriz kannte Nana Reja schon ihr ganzes Leben, denn die Morales und die Cortés waren seit Generationen Nachbarn und besuchten einander regelmäßig. Und obwohl sie auch Francisco Morales seit frühester Kindheit gekannt hatte, hatte sie sich mit sechzehn in ihn verliebt, als er sie – frisch zurück vom Ingenieurstudium an der Universität von Notre Dame – beim Ostersonstagsball aufgefordert und eine ganze romantische Nacht lang mit ihr getanzt hatte.

Seit dem Tod ihres Schwiegervaters teilte Beatriz mit ihrem Mann die Verantwortung für die Ländereien, die er geerbt hatte, mit allem, was dazugehörte. So fühlte sie sich auch für die alte Frau verantwortlich, die jetzt verschwunden war.

Alle Angestellten der Hazienda wurden losgeschickt, die einen in den Ort, um herumzufragen, die anderen auf die Suche in die Berge.

»Und wenn ein Bär sie verschleppt hat?«

»Dann hätten wir Spuren gefunden.«

»Aber wo kann sie denn hingegangen sein, wo sie sich doch seit mehr als dreißig Jahren nicht von der Stelle gerührt hat?«

Das war die große Frage. Sie mussten sie finden, tot oder lebendig. Während Francisco einen berittenen Suchtrupp zusammenstellte, nahm Beatriz in dem leeren Schaukelstuhl der alten Frau Platz, der unter ihrem Gewicht knarzte. Anfangs dachte sie, dies sei ein guter Ort, um auf Nachrichten zu warten, aber bald bat sie die Wäscherin Lupita, ihr einen anderen Stuhl zu bringen, denn so sehr sie sich auch bemühte, sie konnte das Schaukeln des Stuhls nicht unter Kontrolle bringen.

So saß sie endlose Stunden auf ihrem eigenen Stuhl, während Nana Rejas Schaukelstuhl neben ihr hin und her schwang, vielleicht nur aus alter Gewohnheit, vielleicht bewegt vom Wind aus den Bergen. Mati, die Köchin, brachte ihr das Frühstück, aber Beatriz hatte keinen Appetit. Sie konnte nichts weiter tun, als in die Ferne zu starren, in der Hoffnung, dort irgendeine Bewegung auszumachen, die die Eintönigkeit der Felder oder die raue und vollkommene Schönheit des Gebirges durchbrechen würde.

Einen hübschen Blick auf die Berge und auf die Zuckerrohrfelder hatte man von hier. Beatriz hatte die Umgebung noch nie aus dieser Perspektive betrachtet und verstand nun, was Nana Reja an diesem Ort fasziniert hatte. Aber warum schien sie hinter ihren geschlossenen Lidern immer auf diese endlosen, gleichgültigen Berge zu starren? Warum waren ihre blicklosen Augen unentwegt auf den Pfad gerichtet, der sich zu ihnen hinaufwand? Wonach hielt sie Ausschau?

Während sie auf Neuigkeiten wartete, kam Beatriz zu dem Schluss, dass kaum Hoffnung bestand, die Nana lebend zu finden. Und da sie eine praktisch veranlagte Frau war, ging sie bald dazu über, die Trauerfeier zu planen: Sie würden sie in ein weißes Leinentuch hüllen und in einem Sarg aus feinem Holz begraben, nach dem sie schon geschickt hatte. Pater Pedro würde die Messe halten, und ganz Linares würde zur Beerdigung der ältesten Frau der Gegend eingeladen werden.

Aber ohne Leiche gab es natürlich keine Totenwache. Und konnte man eine Totenmesse ohne Toten lesen lassen?

Was den Schaukelstuhl betraf, war Beatriz noch unschlüssig, was mit ihm geschehen sollte. Man könnte ihn verbrennen und die Asche im Garten verstreuen oder ihn zu Kleinholz verarbeiten und der Toten so mit in den Sarg geben. Oder man ließ ihn einfach an seinem Platz, zur Erinnerung an den Körper, der so viele Jahre in ihm gesessen hatte. Es wäre ein Sakrileg gewesen, ihn, der so fest mit Nana Reja verwachsen war, irgendjemand anderem zur Nutzung zu überlassen, so viel stand fest.

Nachdenklich betrachtete sie den alten Schaukelstuhl: Sie hatte ihn noch nie leer gesehen. Noch nie hatte sie ihn reparieren lassen oder etwas zu seiner Instandhaltung unternommen – und doch war er völlig intakt. Beim Schaukeln knarzte er leise, aber ansonsten schienen ihm Zeit und Witterung ebenso wenig anhaben zu können wie seiner Besitzerin. Sie waren eins, und Beatriz dachte: Solange der eine lebt, lebt auch die andere.

Plötzlich bemerkte sie alarmiert, wie jemand auf dem Pfad durch die Zuckerrohrfelder auf sie zugelaufen kam.

»Was gibt es, Martín? Habt ihr sie gefunden?«

»Ja, Señora. Señor Francisco schickt nach dem Karren.«

Beatriz sah ihm nach, als er eilig weiterlief, um das Gefährt zu holen. Sie haben die Leiche gefunden, dachte sie, und obwohl sie pragmatisch veranlagt war, erfüllte sie tiefe Trauer. Nana Reja war steinalt, ihr baldiger Tod war zu erwarten gewesen, aber sie hätte ihr einen anderen Abgang gewünscht: dass sie in ihrem Bett oder in ihrem Schaukelstuhl friedlich einschlief. Und nicht so, mitten in der Wildnis, vielleicht zerrissen von einem wilden Tier, verängstigt und einsam.

Dass ein so langes Leben so enden musste ...

Beatriz schüttelte die Trauer ab: Es gab viel zu tun, bevor sie den Leichnam brachten.

Als aber die Männer mit dem beladenen Karren eintrafen, musste sie erkennen, dass alle ihre Vorbereitungen und Planungen umsonst gewesen waren: Entgegen aller Voraussicht war die alte Nana noch sehr lebendig.

IM SCHATTEN DES ANACAHUITABAUMS

Francisco würde ihr später erzählen, wie ein paar Erntehelfer sie etwa anderthalb Meilen vom Haus entfernt gefunden hatten. Anschließend waren sie aufgebracht zu ihm gekommen, weil sich die alte Frau weigerte, mit ihnen zu reden oder sich von der Stelle zu rühren. Also hatte Francisco nach dem Karren geschickt und war dann selbst dorthin geritten, wo Nana Reja mit geschlossenen Augen im Schatten eines Anacahuitabaums auf einem Stein saß und sich vor und zurück wiegte. Auf ihrem Schoß lagen zwei Bündel, eines in ihre Schürze gehüllt, das andere in ihr Schultertuch. Vorsichtig trat er an sie heran, um sie nicht zu erschrecken.

Er sagte: »Nana Reja, ich bin's, Francisco«, und schrak seinerseits zusammen, als sie die Augen öffnete. »Was machst du denn hier, so weit weg von zu Hause?«, fragte er, ohne wirklich auf eine Antwort zu hoffen.

»Ich bin gekommen, um ihn zu holen«, antwortete sie mit einer Stimme, die rau war von Alter und mangelndem Gebrauch.

»Wen?«

»Das Baby, das geweint hat.«

»Hier gibt es keine Babys, Nana«, entgegnete Francisco. »Nicht mehr.«

Als Antwort streckte Reja ihm die beiden Bündel entgegen.

»Was ist das?«, fragte Francisco und griff nach dem ersten Bündel, das in die Schürze gehüllt war. Als er es aufschlug, ließ er es prompt fallen und fuhr zurück. Es war eine Bienenwabe. »Aber Nana, warum hast du die denn an dich genommen? Haben die Bienen dich gestochen?«

Als die Wabe auf dem Boden aufschlug, schwärmten die weni-

gen noch darin verbliebenen Bienen zornig aus und machten sich auf die Suche nach dem Übeltäter.

Ein paar der Tagelöhner ergriffen die Flucht. Die Bienen verfolgten sie, doch schon nach wenigen Metern hielten sie inne, und der gesamte Schwarm kehrte um, als hätte ihn jemand zurückgerufen. Unter dem Schultertuch, das Reja noch in den Armen hielt, regte sich etwas. Francisco und die Landarbeiter, die noch nicht vor den wütenden Bienen davongelaufen waren, beobachteten verwundert, wie die Alte das Bündel wieder an die Brust drückte und es zärtlich wiegte wie ein Kind.

»Was hast du denn da noch, Nana?«

Da begann das Bündel, zu zappeln und zu weinen.

»Er hat Hunger, mein Junge«, sagte die Nana, während sie sich unablässig weiterwiegte.

»Lässt du mich mal sehen?«

Als er das Schultertuch zurückschlug, erkannten Francisco und seine Männer schließlich, was die Nana in ihren Armen gehalten hatte: Es war tatsächlich ein Baby.

Entsetzt wichen sie zurück. Einige bekreuzigten sich.

SCHLEIFEN UND LÄUSE

Von klein auf ließ man mir keinerlei Illusionen darüber, wo die Babys herkommen. Ich wusste von Anfang an, dass die Geschichte vom Klapperstorch nichts weiter war als ein Märchen für neugierige Kinder. Meine Mutter tischte mir keine Lügengeschichten auf, wie es damals unter Damen der feinen Gesellschaft üblich war. Wenn ich plärrte, sagte sie, *Und das, wo ich so lange gebraucht habe, um dich zur Welt zu bringen*; war ich ungehorsam, erinnerte sie mich an die Schmerzen, die sie bei meiner Geburt gelitten hatte. Manchmal denke ich, dass sie mich zur Strafe für meine Streiche am liebsten jede einzelne ihrer Wehen hätte spüren lassen.

Meine Mutter war eine gute Seele. Wirklich. Es war ihr bloß schleierhaft, wo ich mit einem Mal herkam. Nicht im physischen Sinne, meine ich: Sie war eine kluge Frau, und auch wenn sie in einem pruden Zeitalter lebte, wusste sie doch, dass die eheliche Vereinigung Kinder zur Folge hatte. Das Problem war, dass sie eigentlich geglaubt hatte, ihre fruchtbaren Jahre bereits hinter sich zu haben, als sie die Schwangerschaft bemerkte: Meine beiden Schwestern waren schon verheiratet und hatten sie bereits zur Großmutter gemacht. Dass ich so spät noch in ihr Leben trat, überraschte sie.

Da ist es wohl verständlich, dass meine Mutter völlig aus dem Häuschen war, als sie feststellte, dass sie im hohen Alter von neununddreißig Jahren noch einmal guter Hoffnung war. Ich kann mir vorstellen, wie unangenehm es ihr gewesen sein muss, meinen beiden älteren Schwestern – und schlimmer noch, ihren Freundinnen vom Damenzykel – ihren Zustand zu beichten. Und ich verstehe ihre Verzweiflung, als ihr nach zwei wohlgezogenen jungen Damen

in Spitzenkleidchen und mit Seidenbändern im Haar ein schmutzdeliger kleiner Lausebengel beschert wurde.

Sie liebte mich sehr, und ich liebte sie sehr, aber wir hatten unsere Schwierigkeiten miteinander. Da sie mir keine Kleider anziehen und mir nicht das Haar aufstecken konnte, versuchte sie, einen jungen spanischen Galan aus mir zu machen. Dazu steckte sie mich in selbst genähte, mit Stickereien verzierte Anzüge, die sie aus den neuesten Zeitschriften aus Madrid kopierte – nur dass ich nichts von einem Galan und noch weniger von einem Spanier an mir hatte.

Zu ihrem Kummer beschmutzte ich mich, wo ich ging und stand, mit Essensresten, Erde, Hundekot, Kuhdung oder Pferdemist; meine Knie waren zerschrammt, mein blondes Haar starrte vor dunklem Schlamm. Die Rotzfahne, die mir von der Nase hing, war mir egal, und ich benutzte das mit meinen Initialen bestickte Taschentuch, das meine Mutter mir täglich in die Tasche stecken ließ, zu allem, außer dazu, sie mir abzuwischen. Auch wenn ich mich nicht daran erinnere, weil ich es mir früh wieder abgewöhnte, weiß ich aus Erzählungen, dass ich lieber Kakerlaken aß als die Hühner- oder Rinderleber, die die Kindermädchen auf Anweisung meiner Mutter für mich kochten, damit ich rosige Wangen bekam.

Heute, da ich selbst Vater, Großvater und Urgroßvater bin, muss ich zugeben, dass ich ein nicht ganz einfaches Kind war. Und erziehen ließ ich mich schon gar nicht.

Meine Mutter hat sich ihr Leben lang beschwert, dass ich, als ich endlich sprechen lernte, nichts anderes sagte als *Nein, ich habe doch nur ...* und *Das ist aber ungerecht*; dass ich rannte, sobald ich laufen konnte; dass ich, als ich flink genug war, auf jeden Baum kletterte, der mir in die Quere kam. Kurz gesagt: Sie wurde einfach nicht mit mir fertig. Sie fand, dass sie zu alt dafür sei und ihre Mutterpflichten schon bei ihren beiden älteren Töchtern erfüllt habe. Und die waren beinahe vollkommene Geschöpfe geworden.

Ihre erste Tochter, so pflegte sie zu sagen, war ihr Augenstern, und in der Tat war meine älteste Schwester Carmen eine wahre

Schönheit. Als sie klein war, drehte unsere Mutter ihr blondes Haar zu Locken und freute sich, wenn die Leute sie einen Engel, ein Püppchen oder eine Wonne nannten. Und als Carmen später nach Monterrey ging, um die höhere Schule zu besuchen, und anschließend dort heiratete, brach sie damit die Herzen der halben Stadt. Auch wenn sie nie ein Wort darüber verlor, weiß ich, wie peinlich es ihr war, dass die Legende von ihrer Schönheit auch nach ihrem Weggang und ihrer Hochzeit in den Straßen von Linares fortlebte, weil unsere Mutter noch jahrelang die zahllosen Briefe voller Liebeschwüre und schmalziger Verse der unglücklichen Verehrer verwahrte, die Carmen sowohl vor als auch nach ihrer Hochzeit erhalten hatte. Fast hätte man glauben können, die Briefe wären an Mama gerichtet, denn sie behandelte sie wie eine Trophäe und gab bei jeder Gelegenheit mit ihnen an.

Die andere Tochter, sagte sie, war ihr Ohrenschmaus, denn obwohl meine zweite Schwester ebenfalls recht hübsch war, zeichnete sie sich doch vor allem durch ihre Stimme aus. Wann immer Besuch kam, wusste Mutter es so einzurichten, dass Consuelo sang, und alle lobten ihre liebliche Stimme.

»Sie singt wie ein Engel«, war die einhellige Meinung.

Ich habe die Engel nie singen hören, aber vermutlich ist es wahr: Meine Schwester besaß eine engelsgleiche Stimme. Allerdings wussten nur die wenigsten, dass sich hinter dieser Stimme ein teuflisches Wesen verbarg. Dabei behielt sie selbst in ihren schlimmsten Momenten ihren säuselnden Tonfall bei, der jeden ihrer Sätze wie reine Poesie klingen ließ. Sie konnte sagen: »Komm mir bloß nicht zu nahe, du widerlicher, verlauster Rotzbengel« – in den Ohren meiner Mutter hörte sich das an, als spräche sie mit Engelszungen.

Und wenn Mama fragte: »Was redest du denn da mit dem Jungen?«, behauptete Consuelo: »Ich erzähle ihm ein Märchen.«

Ich war einer der wenigen Menschen, die gegen ihren Zauber gefeit waren. Meine Mutter verstand nicht, warum ich meiner Schwester nicht zu Füßen lag, wenn sie uns besuchen kam, sondern weglief und mich den ganzen Tag nicht blicken ließ, und warum

ich lieber bei Carmen, der Älteren, wohnte, wenn sie mich zu Besuch nach Monterrey schickten. *Deine Schwester ist ein so gutes, sanftes, schönes Wesen*, sagte meine Mutter wieder und wieder, in der Hoffnung, uns zu versöhnen oder einander näherzubringen.

Und so gab es in unserer Familie zwei Engel – und den Jungen, also mich. Wenn Mama von mir sprach, sagte sie in entschuldigendem Ton, *Das hier ist der Junge*, oder auch, *Das ist unser Nachzügler*, und nicht, *Das ist unser Sorgenkind*. Das hätte sie niemals gewagt. Vielleicht kam es ihr auch gar nicht in den Sinn. Aber genau das war ich: ihr Sorgenkind. *Ach Gott*, seufzte sie immer. Ich kann mich nicht erinnern, meiner Mutter jemals auf den Fluren des Hauses, im Hof, im Esszimmer oder in der Küche begegnet zu sein, ohne dass sie laut aufseufzte. *Ach Gott*, sagte sie und seufzte, *Sieh dir doch nur mal deine Haare an, die Rotznase, die Kleider, du bist zu schmutzig, zu dunkel, zu sonnenverbrannt, ich bin zu alt für so was, ach Gott!* Mit der Zeit wurde ihr Stoßseufzer immer kürzer; erst war es nur noch *Ach Gott!*, dann *Ach!* Und zuletzt nicht einmal mehr das: ein wortloser Seufzer.

Immer war ich zu laut, immer zu schrill. Mein Körper bot sämtlichen heimatlosen Zecken, Flöhen oder Läusen Obdach und Nahrung, weshalb alle Versuche meiner Mutter, meine blonden Locken wachsen zu lassen, zum Scheitern verurteilt waren. Immer wieder musste man mir den Kopf scheren wie einem Straßenjungen.

Ach Gott! Seufzer.

Wäre ich der alleinigen Fürsorge meiner Mutter überlassen geblieben, hätte sie mir vielleicht zuletzt doch noch die Haare aufgesteckt wie meinen Schwestern, aber dieses Schicksal blieb mir erspart, da mein Vater, der bei meiner Geburt bereits Großvater war und sich eigentlich schon damit abgefunden hatte, dass das Land, auf dem er schuftete, irgendwann einmal seinen Schwiegersöhnen gehören würde, niemals zugelassen hätte, dass sein – wenn auch spät geborener – Stammhalter zu einem verhätschelten Bürschchen heranwuchs. Die Erziehung seiner beiden älteren Kinder hatte er vollkommen seiner Frau überlassen; sobald er aber wusste, dass ihm

ein Junge geboren war, geriet er mit meiner Mutter regelmäßig in Streit darüber, wie ich zu behandeln sei, denn er wusste genau, dass in unserem Land und zu unserer Zeit kein Platz für Zartbesaitete war. Um uns herum herrschte Krieg, und manchmal suchte er auch uns heim.

Ich habe nie erlebt, dass meine Mutter sich vor irgendetwas gedrückt hätte; diese Auseinandersetzungen aber müssen sie zu tiefst verunsichert haben. Sie vergötterte meinen Vater, was für eine so alte Frau – immerhin war sie bei meiner Geburt fast vierzig und schon Großmutter – ungewöhnlich war, und so zog sie sich um des Friedens willen ein wenig aus meiner direkten Erziehung zurück. Mein Vater wiederum war zwar entschlossen, einen echten Mann aus mir zu machen, hatte aber weder Zeit noch Geduld, sich darum zu kümmern, zum einen, weil er mit Babys und Kleinkindern nichts anzufangen wusste, und zum anderen, weil er den lieben langen Tag die Viehweiden in Tamaulipas und die Plantagen in Nuevo León beaufsichtigen und verteidigen musste.

Dennoch fehlte es mir nicht an Aufpassern. Nana Pola reichte mich an Mati, die Köchin gab mich an Lupita weiter, und die Wäscherin überließ mich der Obhut von Martín. Der Gärtner gab mich nach einer Weile in die gute Gesellschaft von Simonopio, der mich niemals weiterreichte, also blieb ich bei ihm, bis bei Einbruch der Dunkelheit irgendjemand aus dem Haus kam und fragte, *Wo steckt eigentlich der Junge?*

SCHÜTZENDE FLÜGEL

Simonopios Ankunft hat uns für immer verändert. Sie war ein Wendepunkt in unserer Familie und würde später einmal über Leben und Tod entscheiden, aber das wussten wir damals natürlich noch nicht.

Mein Vater schämte sich den Rest seiner Tage für seine erste Reaktion beim Anblick des Jungen, aber ich fürchte, selbst ein weit gereister, gebildeter und aufgeklärter Mann wie er war nicht gänzlich gegen den Aberglauben gefeit, der in der Nähe einer Hexengemeinschaft allgegenwärtig war.

Vielleicht war an diesem Tag einfach alles zu viel für ihn gewesen: der leere Schaukelstuhl, die verschwundene Nana, die Gewissheit, dass sie tot war, die Suche nach ihr, erst im Dickicht nahe dem Haus und dann immer weiter von den Ländereien entfernt; schließlich, als sie sie gefunden hatten, die auf einmal sprechende Nana, der wütende Bienenschwarm in ihrer Schürze und zuletzt das neugeborene Kind mit dem entstellten Gesicht, das unter dem Schultertuch der Nana und einem Teppich aus lebenden Bienen zum Vorschein kam.

Es heißt, der erste Eindruck ist entscheidend, und Simonopio – wie der Junge ungeachtet der Einwände meiner Eltern und des Pfarrers schließlich getauft wurde, weil die Nana darauf bestand – machte nicht gerade den besten. Die Erntehelfer baten den Patrón, dieses Scheusal einfach am Wegesrand unter dem Anacahuitabaum liegen zu lassen.

»Soll der liebe Gott entscheiden, was mit ihm geschieht, Señor. Dieses Kind ist ein Teufelsbalg«, sagte Anselmo Espiricueta ein ums andere Mal.

Aber da hatte mein Vater sich schon vom ersten Schreck erholt.

Als weit gereister, gebildeter und aufgeklärter Mann, der er war, hatte er entschlossen den Aberglauben abgeschüttelt und betrachtete nun neugierig das geheimnisvolle Kind.

»Dummes Zeug. Wir glauben hier nicht an so was, Espiricuenta«, entgegnete er und machte sich wieder daran, die alte Nana behutsam auszufragen.

Aus dem wenigen, was aus ihr herauszubekommen war, schloss Francisco zwar, wo und wie sie ihn gefunden hatte. Wie und warum die alte Frau dem Bergpfad bis zur Brücke gefolgt war, unter der das Baby lag, blieb aber unbegreiflich. *Ich habe ihn gehört*, war alles, was sie sagte; *ich habe ihn gehört*. Die Umstehenden, ganz gleich, ob aufgeklärt oder abergläubisch, wussten, dass es unmöglich war, das schwache Weinen eines ausgesetzten Babys über Meilen hinweg zu hören.

Das Ganze war äußerst rätselhaft. Noch rätselhafter war, dass sowohl Don Teodosio als auch die Wäscherin Lupita schworen, nichts bemerkt zu haben, als sie kurz zuvor an der gleichen Stelle vorbeigekommen waren. Wie konnte da die Alte das Kind gehört haben? Darauf gab es keine Antwort, jedenfalls keine glaubwürdige.

»Ich höre meine Frau nicht mal, wenn sie direkt neben mir steht und mich zum Essen ruft«, erzählte der Erntehelfer Leocadio, ohne dass ihn jemand gefragt hätte.

Doch eines war nicht zu leugnen: Die alte Frau, die unbeweglich wie eine Holzfigur gewirkt hatte, hatte ihre kleine Welt verlassen, um das unglückselige Kind zu retten, und war nun fest entschlossen, es samt seiner geflügelten Freundinnen mitzunehmen. Als mein Vater die Bienen, die das Neugeborene über und über bedeckten, verscheuchen wollte, hinderte Reja ihn daran.

»Lass sie in Ruhe, mein Junge«, sagte sie und nahm das Kind wieder in den Arm.

»Aber sie werden ihn stechen, Nana.«

»Wenn sie das wollten, hätten sie es längst getan.«

Widerstrebend befahl mein Vater seinen Männern, die Nana auf

den Karren zu verfrachten, aber diese umklammerte mit aller Kraft das Bündel, aus Furcht, man werde die Drohung wahr machen, es ihr wegzunehmen und das Baby wieder auszusetzen.

»Er gehört zu mir.«

»Er gehört zu dir, Nana«, versprach mein Vater, »und er kommt mit uns.«

»Und die Bienenwabe auch.«

Unwillig, aber behutsam wickelte mein Vater höchstpersönlich die Wabe wieder in die Schürze ein und legte sie auf den Karren. Dann erst begannen sie ihren Rückweg zum Haus und zu dem verlassenem Schaukelstuhl.

WEISSE TROPFEN UND GEWEIHTE TROPFEN

Francisco Morales war keineswegs so überzeugt, wie er sich vor seiner Nana gegeben hatte. *Er kommt mit uns*, hatte er gesagt. Ja, aber wozu? Was fangen wir mit einem Kind an, das von Geburt an gezeichnet ist? Den Jungen im Stich zu lassen, wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, aber er hörte sehr wohl, was die Erntehelfer, die nicht zu dem Neugeborenen auf den Karren steigen wollten, untereinander tuschelten, vor allem Anselmo Espiricueta, der aus dem Süden kam und erst seit Kurzem für ihn arbeitete. Dass das Kind vom Teufel geküsst sei, dass es einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe, dass es der Teufel selbst oder eine Strafe Gottes sei. Lächerlicher Aberglaube. Dennoch hatte er keine Ahnung, wie ein Kind, das anstelle des Mundes ein Loch hatte, auch nur einen einzigen Tag überleben sollte, und wie er den abergläubischen Dorfbewohnern den Wind aus den Segeln nehmen konnte.

Kurz bevor sie in Linares ankamen, befahl er Espiricueta, einen kleinen Umweg zu Doktor Cantú zu machen. Zum einen wollte er den Arzt bitten, zu kommen und die alte Nana und das unglückselige Kind zu untersuchen, zum anderen wollte er Espiricueta von dem Jungen und den anderen fernhalten. Die Erntehelfer waren schon nervös genug, da fehlte es noch, dass der Mann aus dem Süden sie mit seinen apokalyptischen Prophezeiungen noch weiter aufhetzte.

»Und dass du mir nichts von einem Teufelskuss erzählst! Kein Gerede über Hexerei oder Ähnliches. Die Nana hat ein Baby gefunden, das Hilfe braucht, das ist alles. Verstanden, Anselmo?«

»Ja, Patrón«, sagte Espiricueta und machte sich eilig auf den Weg.

Aber als er im Ort den Scherenschleifer Juan traf, konnte Anselmo der Versuchung nicht widerstehen, ihm ganz im Vertrauen zu erzählen, dass er schockierende Neuigkeiten habe, *die Nana ... und die Bienen ... und das Kind einer Hexe ...*, bevor er dann alle erdenklichen düsteren Vorhersagen zum Besten gab.

»Das Unheil wird über uns alle hereinbrechen, du wirst schon sehen.«

Und so kam es, dass, noch bevor Anselmo beim Haus des Arztes angekommen war, ganz Linares über den unglückseligen Simonpio und das Unheil Bescheid wusste, das er ganz gewiss über die Familie Morales und alle ihre Nachkommen bringen würde.

Doktor Cantú, ein ernster Mann und gewissenhafter Arzt, kam der Bitte von Señor Morales unverzüglich nach, ohne sich mit den Fragen der einfältigen und abergläubischen Bewohner aufzuhalten. Auf dem Weg zur Hazienda sah er zu seiner Überraschung vor sich einen Karren fahren, der einen Sarg geladen hatte. Was für ein Jammer! Er hatte gedacht, dass sowohl die Alte als auch das Kind überlebt hatten.

Beim Haus angekommen, fand er die Nana, wo sie immer war, an ihrem angestammten Platz im Schaukelstuhl, umringt von der Familie und den engsten Hausangestellten. Dass die Alte sich aus ihrer Erstarrung gelöst hatte, erschien ihm schon erstaunlich genug. Noch schwerer vorstellbar war aber, dass sie sich in ihrem hohen Alter auf eine abenteuerliche Wanderschaft über holperige Pfade begeben hatte und heil wieder zurückgekehrt war, angeblich sogar mit einem lebendigen Baby in den Armen.

Aber wenn Francisco Morales es sagte, musste es wohl stimmen.

»Wer ist gestorben?«

»Niemand«, antwortete Francisco.

»Und für wen ist dann der Sarg?«

Sie drehten sich um und sahen Martín und Leocadio, die die schwere Kiste abluden und auf Anweisungen warteten. Der Arzt war neugierig, Francisco verwirrt und Beatriz peinlich berührt. Der Sarg! Sie hatte die Vorkehrungen, die sie nach Rejas Verschwinden

getroffen hatte, völlig vergessen und auch, dass sie Leocadio angewiesen hatte, ins Dorf zu gehen und einen Sarg zu holen. Francisco sah sie überrascht an.

»Äh ... der war für einen möglichen Notfall gedacht.«

Beatriz nahm Martín zur Seite und wies ihn an, den Sarg sorgfältig in dickes Segeltuch zu packen und im Schuppen mit dem Vordach abzustellen, wo niemand ihn sehen konnte. Doktor Cantú bat, das Kind untersuchen zu dürfen, aber sie erlaubten ihm erst, sich dem Bündel in den Armen der Nana zu nähern, als er ein Paar dicke Lederhandschuhe von einem Feldarbeiter übergestreift hatte. *Da sind überall Bienen, Herr Doktor.* Als er das Schultertuch auseinanderschlug, verstand er, was sie meinten: Auf dem kleinen Körper krabbelten Hunderte von Bienen herum. Doktor Cantú überlegte, wie er sie wohl am besten entfernen könnte, ohne sie dabei zu reizen, aber Reja nahm ihm diese Sorge ab. Entweder glaubte sie sich mit ihrer gegerbten Haut vor den Tieren sicher, oder aber sie wusste einfach, dass sie sie nicht angreifen würden, jedenfalls gelang es der Alten, sie mit ruhigen Bewegungen zu verscheuchen, ohne dass sie zustachen.

Das Baby wirkte ruhig und aufmerksam. Überrascht beobachtete der Arzt, wie sein Blick den Bienen folgte, bis schließlich auch die letzten surrend in der Wabe verschwunden waren, die irgendjemand mit Draht in einer Ecke des Vordachs befestigt hatte. Dann bemerkte er, dass die offene Nabelschnur wieder zu bluten begonnen hatte, und band sie mit einem sterilen Faden ab.

»Wer immer dieses Baby ausgesetzt hat, hat es darauf angelegt, dass es stirbt, Morales. Es hätte verbluten können. Mehr noch: Es hätte eigentlich verbluten müssen.«

Aber der Junge war nicht verblutet, obwohl das Blut aus seiner Nabelschnur rann wie Wasser aus einem Schlauch. Wider alle Logik wies er keinen einzigen Bienenstich auf, war ganz offenkundig nicht von wilden Tieren gefressen worden und auch nicht den Unbilden der Witterung zum Opfer gefallen.

»Der Junge ist überraschend gesund.«

»Aber was ist mit seinem Mund, Doktor?«, fragte Beatriz besorgt.

Die Unterlippe war wohlgeformt, aber da, wo die Oberlippe hätte sein sollen, klaffte von den Mundwinkeln bis zur Nase ein Spalt. Zahnfleisch und Gaumen fehlten.

»Er ist vom Teufel geküsst«, sagte jemand aus dem Kreis der Umstehenden. Espiricueta.

»Das ist kein Teufelskuss«, widersprach der Arzt energisch, »sondern eine Missbildung. Das kommt manchmal vor, genau wie Kinder, die ohne Finger oder mit einem Finger zu viel geboren werden. Traurig, aber natürlich. Ich hatte noch keinen solchen Fall, habe aber darüber gelesen.«

»Kann man da irgendetwas machen?«

»Nein.«

Also würde der Junge so bleiben, solange er lebte.

»Diese Kinder leben nicht lange: Sie verhungern, weil sie nicht saugen können, und wenn es ihnen wie durch ein Wunder doch gelingt, ersticken sie, weil ihnen die Flüssigkeit in die Luftröhre läuft. Es tut mir leid. Ich gebe dem Jungen höchstens drei Tage.«

Und so schickte Francisco zuerst nach Pater Pedro und erst dann nach einer Milchziege oder einer Frau, die bereit wäre, das Kind zu säugen. Wenn der Junge schon sterben musste, sollte er vorher wenigstens getauft werden. Noch bevor der Pfarrer eintraf, war eine Ziege gefunden, und die Nana bat, ihr eine Tasse mit ein wenig warmer Milch und dem Honig zu füllen, der bereits aus der Wabe tropfte. Dann tunkte sie einen Zipfel ihres Schultertuchs hinein und presste das Tuch über dem Gesicht des Jungen aus, fütterte ihn so, Tropfen für Tropfen, mehr als eine Stunde lang, bis er schließlich einschlief.

Als der besorgte Priester mit Salböl und Weihwasser eintraf, um das elternlose Kind zu taufen und ihm den letzten Segen zu spenden, war der Junge schon wieder wach und wartete mit aufgerissemem Mund begierig auf jeden weiteren süßen weißen Tropfen, der auf seine Zunge fallen würde. Man hatte ihn frisch gewickelt,

und Beatriz hatte das weiße Kleid, das ihre beiden Töchter bei der Taufe getragen hatten, aus der Truhe holen und dem Jungen anziehen lassen. Da die Angelegenheit eilig war – schließlich stand zu befürchten, dass das Kind jeden Augenblick sterben würde –, begann man mit der Taufe, ohne die Fütterung zu unterbrechen. Und auf diese Weise, mit abwechselnd einem Tropfen Milch und einem Tropfen Weihwasser, mit der Nana auf der einen und Francisco und Beatriz auf der anderen Seite, wurde Simonopios Leib und zugleich seine Seele gerettet.

DIE ERNTE DES KRIEGES

An diesem Tag hatte er seine gesamte Maisernte verloren. Es war keine besonders üppige Ernte gewesen, aber er hatte sie durch die Ungezieferplage gebracht und sie gehütet wie seine eigene Tochter, sie Kolben für Kolben umhegt.

Doch nun hatten sie sie ihm genommen. Nachdem er erfolgreich die Schädlinge bekämpft und die Pflanzen bewässert hatte, nachdem er den Mais, als er süß und saftig war, unter der sengenden Aprilsonne geerntet hatte, die dieses Jahr schlimmer brannte als die Julisonne, waren sie gekommen und hatten ihn geholt, als gerade die letzten Kolben in die Holzkisten gepackt wurden, um auf den Märkten in der Umgebung verkauft zu werden.

»Für die Armee«, hatten sie gesagt, dann waren sie wieder verschwunden.

Francisco Morales war nichts anderes übrig geblieben, als ihnen nachzusehen, wie sie mit ihren voll beladenen Karren davongefahren, und sich im Stillen von der gesamten Ernte einer Saison zu verabschieden.

Aber es ist ja für die Armee, tröstete er sich sarkastisch, während er sich einen Whisky einschenkte. Ihm hatten sie kein einziges Körnchen zu beißen dagelassen und nicht einen Peso für neues Saatgut. *Für die Armee*. Ja, aber für welche von ihnen?

In diesem Krieg waren alle Armeen eins, sagte er sich, nur dass sie in immer neue Teile zerfielen wie diese kegelförmigen Holzpuppen, die ihm ein russischer Kommilitone einmal gezeigt hatte.

»Das ist eine Matroschka. Mach sie auf«, hatte der Russe zu ihm gesagt.

Francisco sah, dass die Matroschka einen beinahe unsichtbaren

Schlitz in der Körpermitte aufwies. Er drehte sie auf und fand zu seiner Überraschung darin eine identische kleinere Puppe. Dann noch eine und noch eine und noch eine, bis es zuletzt zehn Puppen waren.

Und genauso schien es auch mit der Armee – oder den Armeen – dieser Revolution zu sein: Aus einer entsprang die nächste und wieder die nächste, und alle waren genau gleich; alle waren davon überzeugt, dass sie die offizielle Nationalarmee waren und daher das Recht hatten, über jeden herzufallen, jeden zum Vaterlandsverräter zu erklären und jeden zu erschießen. Und jedes Mal, wenn eine Armee seine Ländereien überfiel, kam es Francisco vor, als wäre sie wie die russischen Puppen ein Stückchen kleiner als die vorhergehende, nicht an der Zahl, sondern an Glaubwürdigkeit und Gerechtigkeit. An Menschlichkeit.

Dabei war diese Ernte noch das Geringste, was der Krieg ihnen geraubt hatte. Sie hatten Beatriz' Vater verloren, als eine dieser Armeen ihn auf dem Weg nach Monterrey aufgegriffen und des Verrats bezichtigt hatte, weil er General Felipe Ángeles zu einem Abendessen eingeladen hatte, seinen Jugendfreund, der für kurze Zeit Gouverneur der Region, aber ein Feind des Präsidenten Carranza war.

Der Krieg hatte ihnen den Frieden geraubt, die Ruhe, die Sicherheit und die Familie; immer wieder fielen Banden in Linares ein, plünderten und mordeten und nahmen alle Frauen mit, die sie finden konnten, ganz gleich, ob hübsch oder hässlich, alt oder jung, reich oder arm.

Manchmal konnte Francisco kaum fassen, dass in diesen modernen Zeiten so etwas noch möglich war, aber dann dachte er, dass der Krieg selbst die Moderne hinwegfegte.

Seine Töchter waren keine kleinen Mädchen mehr, sondern hübsche, wohlhabende junge Frauen. Aus Furcht davor, dass sie eines Tages kommen und sie holen könnten, hatten er und seine Frau beschlossen, sie auf eine Klosterschule zu schicken. Im Internat in Monterrey waren sie sicher, aber für ihre Eltern war es, als hätten sie sie verloren.

Der Krieg kostete ihn überdies seine Arbeiter, denn wenn die Männer sich nicht rechtzeitig versteckten, wurden sie manchmal von wütenden Truppen ohne viel Federlesens zwangsrekrutiert. Auf diese Weise hatte Francisco zwei seiner Erntehelfer verloren, was ihn besonders hart traf, da er die beiden schon seit ihrer Kindheit gekannt hatte.

Männer wie er waren bislang von der Einberufung verschont geblieben. Ein altherwürdiger Name und ein Vermögen zählten im Jahr 1917 noch etwas. Noch griff der Krieg nicht nach ihm selbst, aber er umkreiste ihn schon, zwinkerte ihm neckisch zu und bedrohte mehr als nur seine Ernte – denn der Mais, den sie heute mitgenommen hatten, würde nicht lange reichen und ihre uner-sättliche Gier nicht stillen.

Die Armeen hatten es mittlerweile auf Ländereien wie die sei-nen abgesehen. »Land und Freiheit« lautete ihre Forderung. Alle kämpften für dasselbe Ziel, und Männer wie er gerieten schutzlos ins Kreuzfeuer. Mit der neuen Agrarreform, dem erklärten Ziel aller Gruppierungen, würden sie früher oder später unweigerlich ihr Land verlieren. Man würde sie per Dekret zwingen, es jeman-dem zu überschreiben, der nie einen Tropfen Schweiß dafür ver-gossen hatte und nichts davon verstand. Eines Tages würden sie an seine Tür klopfen, und dann würde er es ihnen klaglos über-lassen müssen, so wie er ihnen heute seine Ernte überlassen hatte: ohne ein Wort. Dies oder der Tod.

Nicht einmal sein altherwürdiger Name würde ihn vor einer Kugel zwischen die Augen schützen. Für eine Maisernte lohnte es sich nicht, zu sterben. Er liebte das Land, das er von seinen Vor-fahren geerbt hatte, aber etwas anderes liebte er noch mehr: sein Leben und das Leben seiner Familie. Würde er zulassen, dass sie ihm sein Land ebenso leicht wegnahmen wie seine Ernte?, fragte er sich bedrückt.

Bisher hatte er nur einen Weg gefunden, seine Ländereien zu sichern: indem er einige von ihnen vertrauenswürdigen Freunden übertrug. Aber das genügte nicht. Es gab keine legale Möglichkeit,

den verbliebenen Grundbesitz auf Beatriz oder seine Töchter zu überschreiben, weshalb er immer noch so groß war, dass sie Gefahr liefen, enteignet zu werden. Und darum saß er jetzt in seinem Arbeitszimmer und genehmigte sich zu ungewöhnlich früher Stunde sein tägliches Glas Whisky.

»Francisco?«

Beatriz würde nicht gutheißen, dass er sich betrank, weil er seinen Mais verloren hatte und bald alles verlieren würde und nicht mehr weiterwusste. Denn wie setzte man sich gegen einen Raub zur Wehr, der im Namen des Gesetzes geschah?

»... also will Anselmo sie mit Seifenlauge übergießen.«

Er würde seinen Whisky trinken. Das eine Glas, wie jeden Tag. Er würde es genießen, auch wenn er wusste, dass es ihm nicht helfen würde, eine Lösung zu finden. Dann würde er aufstehen und einen Gang durch seine Zuckerrohrfelder machen, obwohl jeder Schritt ihm schwerfallen würde. Wenn nötig, würde er zärtlich über jeden einzelnen Zuckerrohrhalm streichen.

»... von Simonopio.«

»Was?«

»Das heißt nicht *was*, sondern *wie bitte*. Was ist mit deiner Kinderstube? Wo bist du bloß mit deinen Gedanken?«

Francisco war der drückenden Verantwortung und Unsicherheit müde; er fühlte sich so hoffnungslos, dass er nicht mehr schaffte, als sich um das Bestehende zu kümmern. Für seine Zukunftspläne – eine Vergrößerung der Anbaufläche, die Einstellung zusätzlicher Arbeitskräfte, die Errichtung neuer Lagerhäuser, der Ausbau der Unterkünfte für die Arbeiter und nicht zuletzt die lang ersehnte Anschaffung eines Traktors – fand er keine Kraft. Trotzdem fragte er sich nun, wo er mit seinen Gedanken gewesen war. Wie kam er dazu, den ganzen Nachmittag nutzlos hier herumzusitzen und nichts weiter zu tun, als seinen Whisky zu trinken?

Ihm war bewusst, dass alle seine Bemühungen vielleicht vergeblich sein würden, selbst wenn die gesamte Ernte gedieh und er sie vollständig zum Höchstpreis losschlagen konnte, ohne dass

Aufständische oder die Regierung sie ihm wegnahmen und ihren Soldaten gaben. Vielleicht rackerte er sich ab, nur damit am Ende jemand die Früchte seiner Arbeit erntete oder sein Land in Besitz nahm. Warum sollte er Zeit, Geld und Mühe in seine Ländereien investieren, wenn er nicht wusste, wem sie im nächsten Monat, spätestens im nächsten Jahr gehören würden?

Wäre es da nicht klüger, nach Monterrey zu ziehen und dort ein Haus zu kaufen? Die wenigen verbleibenden Jugendjahre ihrer Töchter zu genießen? Der Krieg hatte ihn nicht nur seine Ernte gekostet, sondern auch Zeit. Er wollte mehr Zeit für seine Frau und seine Töchter haben; mehr Zeit für Simonopio, diesen Jungen, der in ihr Leben getreten und geblieben war.

Heute hatte er Zeit, erkannte er verblüfft. Dieser Kriegstag – an dem er seine hundertprozentige Steuer in Form von Mais entrichtet hatte – hatte ihm sein Tagewerk genommen, ihm dafür aber Zeit geschenkt, einen jener seltenen Tage, an denen es nichts zu tun gab: keinen Mais zu schützen, keine Ware zu verkaufen oder zu verladen. Also Schluss mit den Klagen. Heute würde er keine Minute mehr an den Krieg verschwenden, nicht an die Landreform und auch nicht an den verlorenen Mais.

Der Whisky konnte bis später warten, und das Zuckerrohr lief ihm nicht davon. Er würde die Zeit anderweitig nutzen.

»Francisco, ich rede mit dir!«

»Wie bitte? Wie bitte? Da hast du meine Kinderstube«, sagte er, ließ das halb volle Whiskyglas stehen, nahm seine Frau in die Arme und lächelte sie an, wie er es nur tat, wenn sie allein waren.

»Ach, Francisco ...«

»Ja, wie meinen, die Dame?«

»Hör schon auf! Ich bin gekommen, weil Anselmo die Bienen mit Seifenlauge übergießen will, um sie zu töten. Er sagt, sie sind Boten des Teufels und was nicht noch alles für dummes Zeug. Er redet wie ein Wasserfall, und ich verstehe kein Wort.«

»Verbiete es ihm.«

»Das habe ich schon getan! Glaubst du, dieser Mann hört auf

mich? Nein. Geh du zu ihm. Als ich die arme Nana Reja in ihrem Schaukelstuhl zurückgelassen habe, war sie völlig außer sich. Sie hat mit ihrer Krücke herumgefuchelt und hatte sogar die Augen auf!«

»Und Simonopio?«

»Simonopio ist nie da, wenn Anselmo kommt. Ich weiß nicht, wo der Junge sich immer versteckt.«

Weder die Zeit noch lange Unterredungen hatten Anselmo Espiricueta von seinem Aberglauben abbringen können, dachte Francisco frustriert. Er sah seinen Whisky an, dann seine Frau. Es tat ihm leid um das Spiel, das sie begonnen hatten zu spielen. Der Krieg und die Ländereien ließen ihm wenig Zeit für Simonopio, aber heute würde er sie sich nehmen. Er würde die Bienen des Jungen schützen, denn sie waren mit ihm gekommen und sie gehörten zu ihm. Viele Hände hatten geholfen, den Jungen großzuziehen, und seine Paten hatten sich stets um ihn gekümmert, aber manchmal, wenn Francisco bei seinen einsamen Kontrollritten über die Felder seine Gedanken schweifen ließ, dachte er, dass die Bienen Simonopios eigentliche Aufpasserinnen waren. Sie zu töten wäre, als würde man ein Stück des Jungen töten, ihn zu einem Waisen machen.

Außerdem hatten die Bienen zwar nach und nach das gesamte Vordach von Rejas Hütte in Besitz genommen, weshalb niemand mehr etwas darin lagern wollte, aber sie hatten nie jemandem etwas zuleide getan. Die meisten Leute hatten sich daran gewöhnt, dass sie den Jungen umschwirrten, wo er ging und stand. Sie schienen sich nur für Simonopio zu interessieren und er sich nur für sie. Selbst mit ihnen war das Leben für ihn schwer genug. Wie sollte er ohne sie bestehen? Die Bienen waren mit dem Jungen gekommen. Das hatte sicher seinen Grund. Und darum würden sie sie in Ruhe lassen.

»Gehen wir.«

Dieser Tag gehörte Simonopio; er gehörte seinen Bienen. Und an einem anderen Tag, dachte Francisco, würde er auch einen Weg finden, sein Land zu schützen.

DER BIENENJUNGE

Zu Füßen der alten Reja lernte der kleine Simonopio, seinen Blick zu fokussieren, indem er den Bienen mit den Augen folgte. Selbst im Schwarm konnte er jede einzelne von ihnen unterscheiden, wenn sie frühmorgens den Stock verließen und abends pünktlich zurückkehrten. Er richtete sein Leben am Tagesablauf der Bienen aus und lernte krabbeln, um seinen emsigen Gefährtinnen im Garten hinterherzujagen.

Reja, die in ihre hölzerne Starre zurückverfallen war, wachte schweigend, aber unermüdlich über den Jungen. Sie hatte allen klargemacht, dass man den Bienenjungen mit Ziegenmilch und Honig ernähren musste, die man ihm erst mit dem Tuch, später mit einem Löffel und zuletzt mit einer Tasse verabreichte. In den ersten Tagen hatte sie niemanden an das Kind herangelassen, aus Angst, jemand könnte ihm aus böser Absicht wehtun oder ihn aus guter Absicht ersticken, indem er ihn zu füttern versuchte wie ein normales Baby. Die Einzigen, die sich dem Jungen nähern durften, waren Beatriz, Nana Pola und die Wäscherin Lupita.

Allerdings hätte die Nana Beatriz niemals erlaubt, ihn zu füttern. Beatriz war immer beschäftigt und immer in Eile: Wenn sie nicht das Haus oder ihre Töchter beaufsichtigte, organisierte sie die Veranstaltungen des Damenzirkels. Außerdem wusste Reja, dass Beatriz aus dem Jungen, wenn sie es denn zuließe, einen Stubenhocker und Bücherwurm machen würde. Aber dafür war er nicht geschaffen: Simonopio war ein Kind der Natur, ein Kind der Berge. Er musste im Leben lesen, nicht in Büchern. Deshalb musste sich Beatriz, wenn sie den Jungen sehen und auf den Arm nehmen wollte, zu Rejas Schaukelstuhl bequemen.

Pola hingegen besaß die Langmut des Alters, und in der jungen Lupita erkannte Reja eine Herzensgüte, die sie über das Loch in Simonopios Gesicht hinwegsehen ließ. Die beiden würden den Jungen geduldig füttern, Löffel für Löffel, und Simonopio niemals schaden, weder aus guter noch aus böser Absicht.

Aber obwohl alle anderen Menschen das Gefühl hatten, sich dem Jungen nicht nähern zu dürfen, suchte Simonopio, nachdem er wie alle Kinder laufen gelernt hatte, die Nähe seiner Mitmenschen und lächelte sein merkwürdiges Lächeln. Diejenigen, die regelmäßig im Hause Morales ein und aus gingen, erschranken bald nicht mehr beim Anblick seines entstellten Gesichts. Sie gewöhnten sich an ihn, gewannen ihn lieb und hatten zuletzt seinen Makel ganz vergessen. Wann immer er zu ihnen kam, um ihnen bei der Arbeit zuzusehen, empfingen sie ihn freundlich, denn mit seinem sanften Wesen war er stets eine angenehme Gesellschaft.

Doch auch wenn Simonopio überlebt hatte und inzwischen sogar die schwierige Kunst des Essens beherrschte, erwies sich mit den Jahren, dass er niemals lernen würde, sich verständlich zu machen. Kehl-laute wie das K, das G, das J und das Q und sämtliche Vokale brachte er hervor, die Konsonanten aber, zu deren Bildung man die Zungenspitze braucht – und das sind die meisten –, verloren sich in seiner Mundhöhle, und die Geduld der meisten Zuhörer war schnell erschöpft. Wenn der kleine Simonopio bei dem Versuch, das Gehörte zu imitieren, gutturale und lallende Laute von sich gab und sich vergeblich bemühte, ganze Wörter hervorzubringen, war ihnen das unangenehm, und da sie nichts verstanden, glaubten einige, dass das arme Kind nicht nur körperlich, sondern auch geistig behindert wäre und er sie ebenso wenig verstehen könnte wie sie ihn. *Der arme Simonopio*, sagten einige mitfühlende Seelen. *Der arme Simonopio sieht nur die Bienen und hat nur an ihnen Freude, ansonsten lacht und singt er sinnlos vor sich hin und bekommt nichts mit.*

Aber das stimmte nicht.

Nur zu gerne hätte Simonopio den Zungenbrecher nachgesprochen, den Lupita ihm geduldig immer wieder vorsagte, um seine

Aussprache zu verbessern, aber *Zwischen zwei Zwetschgengzweigen sitzen zwei zwitschernde Schwalben* war für ihn unmöglich. Zu gerne hätte er mit den anderen über die Lieder geredet, die sie sangen und die von stolzen Frauen, verlassenen Frauen, fröhlichen Frauen und kriegerrischen Frauen handelten. Zu gerne hätte er ihnen von seinen Bienen erzählt und sie gefragt, *Warum hörst du nicht, was sie dir sagen, sie reden ja mit dir genauso wie mit mir*. Wenn er gekonnt hätte, hätte er ihnen von der Musik erzählt, die ihm die Bienen in sein lauschendes Ohr sangen: über die Blumen in den Bergen, Begegnungen in der Ferne und Freundinnen, die den weiten Weg nach Hause nicht geschafft hatten, über die Sonne, die heute vom Himmel strahlte, aber morgen hinter Gewitterwolken verschwinden würde. Und er hätte Lupita gerne gefragt, *Warum hängst du die frisch gewaschene Wäsche auf, wenn du doch gleich danach wieder hinlaufen und sie abhängen musst, weil es regnet? Warum gießt ihr, wenn es am Tag darauf regnet?* Er hätte seinen Paten gerne gefragt, warum er nicht verhindert hatte, dass im letzten Winter in einer eisigen Nacht die ganze Ernte erfror; hatte er denn die aufziehende Kälte nicht gespürt?

Wie konnte er die unwirklichen Bilder beschreiben, die unentwegt hinter seinen geschlossenen Lidern flirrten? Wie die Dinge schildern, die er sah, obwohl er nicht dabei war, bevor, während und nachdem sie geschahen? Was sahen die anderen, wenn sie die Augen schlossen? Und warum schlossen sie Ohren, Nase und Augen, wo es doch so viel zu hören, zu riechen und zu sehen gab? *Bin ich der Einzige, der hört? Gibt es sonst niemanden, der wirklich lauscht?*

Aber wie sollte man über all das reden, wenn die eigene Zunge sich weigerte, seinen Befehlen zu gehorchen, und nichts weiter hervorbrachte als knurrende und krächzende Geräusche? Irgendwann gab Simonopio es auf, akzeptierte, dass es die gewaltige Mühe nicht lohnte, die selbst die einfachsten Wörter ihn kosteten, wenn ihn sowieso niemand verstand und niemand ihm zuhörte.

Und so eroberte Simonopio zu Füßen seiner Nana Reja, die reglos in ihrem Schaukelstuhl saß und mit geschlossenen Augen auf den Pfad starrte, der sie zusammengeführt hatte, die Stille.